



Nr. 7.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1927.

Gönnungsmorgen.

Von Heinrich Rahmeyer.

Still liegt noch die Gerbe
fluppt in'n Morgendroom
Gott sin Engels sweeten
siver Busch un Boom.

An son warmet Alten
selbt dör Gras un Noorn.
As son framet Wäden
flingt dat in min Ohren. —

Un de Kloden liden
siver't leude Feld,
as wenn Engels singen
dör de schöne Welt. —

Hart, nu lat din Klagen,
sing ol du din Lied.
Himmelsdör stehst apen,
Gott is wiet un siet.

*) Für gemischten Chor vertont von Ed. Wollers, Leiter des Niedersachsenschors in Bremen.

Der Zustand der Burg Bedertesa im Jahre 1662.

Von Ab. Stränke (Ringstedt).

(Nachdruck verboten.)

Es ist begreiflich, wenn uns aus der schwedischen Zeit unserer Heimat verhältnismäßig wenig Quellen der Geschichte zur Verfügung stehen. Wichtige Urkunden barren in Stockholm ihres Bearbeitens. Die ersten Jahrzehnte nach dem 30jährigen Kriege brachten so unendlich viel Durchzüge und Besetzungen mit sich, daß der gemeine Mann nicht wissen konnte, ob er noch bremischer oder schwedischer, wenn nicht schon gar bänkscher Untertan sei.

Den Höhepunkt der Leiden brachten die Jahre 1656 bis 1659, als die Dänen alle Minen springen ließen, um sich der Herzogtümer Bremen und Verden zu bemächtigen. Es war die Zeit des polnisch-schwedischen Krieges, in dem auch der Große Kurfürst eine vielseitige Rolle spielte. Die Einwohner des Alten Amtes Bedertesa atmeten auf, als mit dem Frühling 1662 die Verhältnisse ihrer Dörfer dadurch geregelt wurden, daß die schwedische Königin das Amt dem Grafen Königs-
marck verpfändete. Die Gemahlin des 1660 verstorbenen Karl X. Gustav, Hedwig Eleonora, richtete im Verlauf der Uebergabe folgende Aufforderung an die Beamten in Bedertesa: „... demnach wir das von unserm weiland freundlich vielgeliebten Herrn und Gemahl glorwürdigster Erinnerung geerbtete Amt Bedertesa dem Herrn Grafen Hans Christoph von Königs-
marck überlassen haben, wie solches unser ausgefertigter und ihm eingehändigter Concessionsbrief mit mehrern besaget. Als bestimmen wir hiermit an euch gnädigst, daß ihr unsertwegen wohlgedachten Herrn Grafen in die possee besagten Amtes immitieret, auch ein richtig Inventarium dabei nehmen lasset, es beileget und uns einsendet, durch welches uns Vieh und fahrende Habe zukommt.“

Stockholm, den 12. April 1662.

Hedwig Eleonora.

Der pflichtgemäß ausgeführte Bericht läßt uns einen klaren Einblick in den Zustand der Burg Bedertesa in jenen Zeiten tun, so daß wir durch Einlesen dieses Blattes in die Rette der Zeiten in der Lage sind, die Geschichte dieses gewiß allen Lesern bekannten Hauses von 1400 bis zur Gegenwart zu übersehen. Es war noch derselbe Bau, der 1460 von den Bremern neu errichtet wurde, dessen Grundstock noch heute steht und über der Eingangstür diese denkwürdige Inschrift zeigt: „Im Jahre 1360 (zahl 100 dazu) errichteten die Bremer dies Haus zur Ehre des Herrn und zum Frieden der Gemeinde.“ Aber wie zerfallen und verwahrlost fanden die Berichterstatter das Schloß! Graf Königs-
marck selbst hatte es kurz zuvor (1655) beschossen und 1658/59 plünderten die Dänen im Flecken!

Nach dem Bericht, der wohl umfangreich aber reichlich unklar und ohne jede erklärende Skizze abgefaßt ist, sah es 1662 folgenbermaßen in der Burg aus.

Wir betreten zunächst den großen Mittelbau, der 1460 errichtet ist und bis heute das Kernstück der Anlage bildet. Ein langer Gang mit kahlen Wänden und schwach einfallendem Licht nimmt uns auf. Viele Türen führen in die anliegenden Räume. Unter ihnen fallen zwei durch ihre Größe (doppeltes Format) auf. Durch sie tritt der Besucher in den großen Beratungs- und Festsaal und in die Drostenküche. Der Drost oder Amtmann Bremens, später Schwedens, bewohnte bei der Uebernahme 1662 den am besten erhaltenen Raum. In der Drostenküche waren fast alle Fensterscheiben heil geblieben. Ein langer, mit grünem Tuch bezogener Tisch steht in der Mitte, ringsherum laden Bänke zum Essen ein. Mit der nebenliegenden Küche wird die Drostenküche durch eine Maueröffnung verbunden, durch die man die Speisekammer erreicht. Im Nebenraum befindet sich des Drostens Schlafstube, deren Ausstattung folgende Stücke aufwies: „15 kleine Fenster, wovon 6 zerbrochen, 2 Türen ohne Schloß mit Klappen, eine eichene Bettstelle ohne Verdeck.“ — Durch die zweite Haupttür führt uns der Weg vom Gang aus in den großen Saal mit 84 Fenstern. Auch hier sah es kläglich aus. Ein paar alte wurmfressene Oelgemälde, ein eingebauter Glasschrank und zwei große Fuhrentische gaben dem Saal kein festliches Aussehen. Ebenso verlassen und öde sah es in der nun folgenden Bürgermeisterstube aus: zerbrochene Fenster und unbrauchbare Möbel starrten uns an. Immer wieder lautet der Bericht in gleichen Wendungen wie etwa: 22 Fenster, darunter 10 ganz zerbrochen! Am äußersten Ende des langen Ganges gelangte man in die Amtsstube. Dieser Raum sah manche bedeutungsvolle Stunde. Hier brachten die Bauern ihren Eins und alle anderen fälligen Abgaben, hier klagten sie ihr Leid über Geldmangel, Missetaten und Armut, hier empfing der Bremer Senatsherr die Bittgesandtschaften der Amtseinswohner. 1662 hatte seit langem keine Verhandlung stattgefunden, der Wind strich durch die zerbrochenen Fensterscheiben, und nur die niet- und nagelfesten Bänke ringsum an den Wänden zeugten von der einstigen Bestimmung des Raumes. Wenden wir uns der entgegengesetzten Seite des Ganges zu, so gelangen wir in die Küche und damit in den westlichen Querflügel des Schlosses. Auf klager Erde blickt an der Außenmauer bemerkt man sofort zwei riesige Brandstellen, darüber große kupferne Kessel aus eisernen Stellschalen. Im Westflügel befinden sich außerdem die Stuben für das Hof-
gestüt, für Knechte und übernachtende Boten. Der Keller lag unter der Küche. Auch der gesamte Ostflügel war mit Nebenräumen (Soldatenkammer, Stallungen, kleineren Gefassen) ausgefüllt. — Vom mittleren Hauptgange führte eine Treppe auf den Boden, der sich in gährender Deere über den Saal, die Drosken- und Bürgermeisterstube hinzog. Die Fenster sind mit Latten verschlagen, hier und da tritt der tastende Fuß in Roggen oder Hafer. Das Getreide, das die Bauern lieferten, oder das vom eigenen Burgacker geerntet war, lag hier aufgespeichert. In einer Ecke türmten sich die Scheffel und Humpen, Maßgefäße ortsüblicher Art, das „Bedertesaer Hausmaß“. Mittels einer Winde, die zum Schloßplatz herunterführte, zog man das Binstorn herauf. Vom Bodenraum aus konnte man in den hohen Turm des Schlosses steigen, der damals noch stand. Es war allerdings nicht, wie oft angenommen wird, ein Bergfried, in den man nur von außen hineingezogen werden konnte. Eine halb aus Stein, halb aus Holz gefertigte Wendeltreppe führte bis oben hinauf. Nach allen Seiten sah man aus Fensteröffnungen in die Weite. — Zwischen Hauptgebäude und den Flügeln lag der Schloßplatz, mitten darauf der große Biechbrunnen. Am südlichen Ende dieses Platzes ließ das große Tor, hinter dem eine Zugbrücke mit Ketten herabgelassen wurde, den Besucher hinein. Ein Vorwerk schützte den Uebergang. Auch das war 1662 gänzlich zerfallen. Ganz nahe dem Tor, das der Wächter bewachte, lagen die Gerichstuben, kahl und leer, nur mit Wandbänken ausgestattet.

Wenn man auch annehmen darf, daß der Bericht ein wenig gefärbt

ist, so beleuchtet er trotzdem die unruhigen Zeiten, die unsere Lande durch den Westwind erlebt. Graf Königsmarck übernahm ein altes, zerfallenes Schloß, das ungeheure Kosten zur Wiederherstellung beanspruchte. Die notwendigsten Arbeiten sind in den nächsten Jahren von den Besitzern geleistet worden. Die Anweisung dazu gab der Graf selbst am Tage der Widmung. Im Juni 1662 erschienen folgende Bauern des Amtes in der Burg, um den neuen Herrn zu begrüßen: 2) Wiedersied, Peter Mangels; Alting, Dinrich Bide; Großenhain, Dinrich Bunker; Köhlen, Marten Döcher; Ringstedt, Hermann Köster; Kührstedt, Dietrich Dabu; Elmlohe, Marten Nitzgens; Drangstedt, Berend Stürken; Aldeln, Johann Bortel; Anteloh, Johann Döcher; Spaden, Eimer Belsmarck; Döfel, Karsten Kruse; Dehstedt, Carsten Debohl; Bedertesa, Dietrich Welle, Lürke Schmidt und Claus Schmiedes.

¹⁾ Altes des Staatsarchivs Hannover Celle Br. 105 a Fach 375 Nr. 32. Nr. 32.

²⁾ H. a. O. Celle Br. 105 a. Fach 375. Nr. 34.

Uhlenflucht.

Kennst du des müden Tages schönste Stunde,
Wenn seines lehten Leuchtens fahler Schein
Verschimmerte, und rings in weiter Runde
Mit heil'gem Schweigen zog der Friede ein? —

Dann klingt in hoher Waldeswipfel Rauschen
Geheimnisvoll ein altes, altes Lied,
Das auf des Abendwindes leichten Schwingen
Nur mondbeglänzten, stillen Heide zieht.

Ein Lied, das nie aus Menschenmund erklingen,
Des Worte seines Wanders Ohr versteht,
Und dessen Melodei im Windesäufeln
In welkenweite Ferne lei? verweht. —

Wer diese seltsame Weise je vernommen,
Dem klingt sie lange noch im Geiste nach; —
Und stille Sehnsucht nach der Heide Frieden
Wird machtvoll tief in seinem Herzen wach. —

Georg Harms

Die Arbeit als niederdeutsche Kulturgrundlage.

Idee zum Gegenwartsproblem der Zeit
von Jürgen Uhe.

Die niederdeutsche Lust, die niederdeutsche Scholle und der niederdeutsche Mensch sind selbstbildend. Die Scholle bildet den ewigen Menschen und der Mensch bildet die ewige Scholle durch ewige Arbeit. Das ist ein großer Kreislauf menschlichen Lebens wie er in dieser Vollenbung nur in der niederdeutschen Ebene möglich geworden ist, die kulturelle Aufzählung von ungenannten zu ungenannter Arbeit und von ungenannten zu ungenannten Menschen am Pflug hat schließlich der ganzen norddeutschen Kultur ihre Gestalt gegeben. Die ist hinübergegangen in die Städte und ist auch Grundlage geworden für die einzig sichtbare und im besonderen niederdeutsche Stadtkultur, die Backsteingotik, denn auch in ihr, ihren Kirchen, ihren Toren und einem Teil von ihren alten Burgen lebt nicht, wie im Barock und in der italienischen Renaissance, das Werk des einzelnen großen Genies. Sondern das Genie war in diesem Falle eine Anhäufung von Ungenannten, also das Volk. Hier lagerte sich ein Tagewerk des einen, das er in seiner Religion für selbstverständlich hielt, auf das eines andern, um das jener ebenso wenig Wesens machen mochte. Und das alles wuchs hinaus zu der großartigsten Sinfonie der Kulturen.

Im Grunde ist es Nebensache, wieviel Erfolg eine Arbeit bringt, denn das Maß eines Menschenkulturwertes wird nicht gemessen an beifälligen Handklatzchen, wohlwollenden Rezensionen und langen Zinsabrechnungen, sondern daran, wieviel seine Arbeit ihm war, wieviel sie ihn füllte, wie ernst er es mit ihr hatte und wieviel von dem, was er konnte, er an sie gab. Für Arbeit ist inneres Gewissen entscheidend und die Befriedigung, die das mit sich bringt, oftmals ein guter Richtspruch, gerade dann, wenn aller äußerer Erfolg zusammenbricht. Und dieses Gewissen aus Arbeit, das ist doch wiederum möglich nur dann, wenn einer freie Herrenarbeit hat, wobei es einerlei ist, welcher Art. Denn, so meine ich, es gibt keinen klaren Unterschied unter niederdeutschen Menschen als den des freien Herrn und den des Diensten.

In ganz Norddeutschland und auch da, wo der Bauer durch Generationen fortwährend Besitzum besessigt, ist dieses Kulturgefühl Religion. Es mag da ein tiefes Untergefühl sein, daß der einzelne Mensch nur steht in seiner Art, und daß diese Art sich erst bildet aus Arbeit, von allen, denn wir immer ein Mensch arbeitet aus Religion und um der Arbeit willen und für sein Gewissen, und wo er dann manchmal davonreißt und nichts nach ihm bleibt, als Mißerfolg oder Zerfall, da besteht seine Leistung denn doch für ewig. Und das in dem Zuwachs an wahrer Kultur, der sich immer entfaltet, wo einer aus Selbstzweck — mag er es „Scholle“ — „Macht“ — oder „Familie“ nennen, an der Arbeit ist.

Unsere Kultur wäre lange tot zu dieser Zeit, wäre sie nicht Kultur von Arbeit. Aber was noch nicht tot ist, das ist auch noch lange nicht lebend. Dieses Dreieck erkennen: daß Arbeit Kultur ist und Lust und Raum braucht, und daß die Lust abstricht und wir den Raum nicht haben, heißt, sich klar werden über den tiefen Sinn der alten Phrasen: „Verhaltung oder Untergang“, das heißt, alle Lösung im Tagelassen suchen und alle Sonntage ostwärts sehen, das heißt: Niederdeutschland und Arbeit im gleichen Atemzuge nennen und auch den Felerlag

heiligen, wo nicht durch Eigenschaften selbst, so doch in Gedanken an Wirken und Erbe.

Wie das Bauerndorf Müdel seinen Untergang fand.

Die Bewohner des Geestlandes und der Mandbörser der Geest waren in früheren Zeiten landesherliche oder gutherrliche Meier und besaßen den von ihnen bewirtschafteten Grund und Boden nicht als freies Eigentum, sondern nur in Erbpacht. Nach vielfachen Kämpfen im Laufe der Jahrhunderte gelangte endlich der Bauernbefreiungsgedanke im Jahre 1833 zum Sieg, indem durch eine Ablösungsverordnung die bisherigen Erbpächter zu Eigentümern erklärt wurden. Die Guts Herren wurden ohne Entschädigung enteignet, nur für die Kosten und Abgaben der Meier wurde ihnen ein nach dem 25fachen Jahresertrag bemessenes Ablösungskapital zugesprochen. Diese Ablösung des Erbpachtrechtes ist zwar nicht ohne Widerstreben der adeligen Grundherren erfolgt, sie hat sich aber überall durchgesetzt. Soweit bekannt, ist die Befreiung der Bauernschaft aus der näheren Umgebung nur nicht in der an den Stadtbezirk Wesermünde-Wulsdorf grenzenden Landgemeinde Müdel eingetreten. Dort hat es der Gutsherr verstanden, seine Erbpächter in Zeitpächter umzuwandeln, wodurch der Untergang des Bauerndorfes herbeigeführt wurde.

Die Landgemeinde Müdel besteht aus zwei Gütern, Müdel und Dünnsenfehr, die nur auf etwa 250 Meter Länge aneinandergrenzen. In früherer Zeit sind sie stets mit dem Gut Verhövede in einer Hand vereinigt gewesen. Der letzte adelige Gutsherr war der Major und Landrat von Scheitherr in Alt-lüneberg, der trotz der ihm durch die Ablösung zuzustehenden Kapitalien in Vermögensverfall geriet, sich in seinen alten Lebensjahren kümmerlich durchschlagen mußte, 1890 starb und in der Kirche zu Verhövede beigesetzt wurde. Ueber seine feudalen Lebensgewohnheiten werden im Volksmunde mancherlei Geschichten erzählt. Durch Mithilfe seines Verwalters Niemiß, eines äußerst intelligenten und schreibgewandten Mannes, hat von Scheitherr es verstanden, die Erbpachtverhältnisse der Müdeler Bauern in Zeitpachten umzuwandeln, wodurch verhindert wurde, daß sie nach der Verordnung vom 10. November 1831 und der Ablösungsordnung vom 23. Juli 1833 als bisherige Meier zu Eigentümern der von ihnen bewirtschafteten Liegenschaften gemacht wurden.

Obwohl die Lasten und Abgaben der Meier unveränderlich festgesetzt waren — sie durften von den Guts Herren auch dann nicht erhöht werden, wenn der Meier sein Einverständnis gab — wurde dennoch die freiwillige oder stillschweigende Erhöhung der Abgaben als Anerkennung eines Zeitpachtverhältnisses ausgelegt, und die Bauern gingen dadurch ihres Besitzrechtes verlustig. Sie werden diese in ihre Lebensrechte eingreifende Angelegenheit damals für nicht so wichtig gehalten haben, da nicht bekannt ist, daß sie sich dagegen zur Wehr setzten. Dieses die Tragweite nicht übersehende Verhalten hat sich dann später bitter gerächt. Die Abmeierung der Müdeler Bauern ist um so unverständlicher, als von Scheitherr allen übrigen zinspflichtigen Bauern, insbesondere auch den Mithnern in Alt-lüneberg, Eigentumsrechte hat einräumen müssen.

Die Pachtquittungsbücher der Müdeler Erbpächter beginnen beziehungsweise mit dem Jahre 1815, dem der Wiederaufrichtung des hannoverschen Staates, in dem die durch napoleonisches Dekret vom Jahre 1811 den Gutsbesitzern genommenen Rechte — die Meier waren als freie Eigentümer und aller Lasten für ablösbar erklärt worden — von diesen zurückverlangt wurden, insbesondere auch die Wiedereinführung der Frondienste. Nach diesen Urkunden hatten die Müdeler Bauern eine gemeinschaftliche Abgabe an den in Alt-lüneberg wohnenden Gutsherrn zu entrichten, die als eine in Geld umgewandelte Naturalabgabe aufzufassen ist. Ihr sind im Laufe der Zeit verschiedene Bezeichnungen beigelegt worden, 1815 wird sie mit Pacht benannt, 1816 bis 1819 durchweg dritte Hodepacht, von 1820 bis 1822 Zehntpacht, 1838 tritt die Benennung Fruchtzehnten auf, 1841 Pachtgeld für die dritte Hode. Der Gesamtpachtbetrag hat in der allgemeinen Ablösungszeit eine größere Beweglichkeit bekommen, was sehr charakteristisch ist. In diese Zeit, etwa von 1833 bis 1840, fällt auch die Umwandlung der Erbpacht in Zeitpacht. Allgemein tritt eine, wenn auch unwesentliche, Erhöhung der Pacht ein. Sie stellte sich um das Jahr 1815 auf 230 Taler, 1837 betrug sie 240 Taler, im folgenden Jahre 246 Taler und 16 gute Groschen. In den Urkunden werden auch noch andere Abgaben aufgeführt, wie Förster- und Hirtengeld. Nach und nach haben sich die Bauern dazu bereit gefunden, daß von der gemeinsamen Entrichtung der Pacht Abstand genommen und diese für jeden gesondert festgesetzt wurde. Wie alle Geestbauern waren also die Müdeler und die von Dünnsenfehr zehntpflichtig. Hierbei ist zu bemerken, daß das Wort Zehnten nicht wörtlich zu nehmen ist, es mußte, wie die Quittungsbücher ausweisen, ein Drittel des Kornertrages (die dritte Hode) als Pachtzins entrichtet werden.

Bis zum Jahre 1848 wurde ein Unterschied zwischen den Dörfern Müdel und Dünnsenfehr nicht gemacht. In dem statistischen Handbuch für das Königreich Hannover vom Jahre 1848 werden beide zur Hausvogtei Alt-lüneberg, als zum Bezirk des Bürgergerichts Alt-lüneberg gehörig angeführt. Es heißt darin: Dorf Dünnsenfehr: 2 Wohngebäude, 7 Einwohner, Gemeindeverband; Müdel: Dorf, 9 Wohngebäude, 13 Einwohner, Gemeindeverband. Das adelige Gut daselbst ein Wohngebäude, 6 Einwohner (exempt), d. h. vom Gemeindeverband und von der niederen Gerichtsbarkeit der Klemmer ausgeschlossen und auch vom Staate gegenüber abgabefrei.

Auf Grund des Landesverfassungsgesetzes vom 5. September 1848 wurden bald darauf die Gemeindeverhältnisse einer Neuordnung zugeführt. In der Verhandlung in Weverstedt am 30. Oktober 1849 erkannten die Anwesenden in Müdel und Dünnsenfehr an, daß sie nicht Eigentümer der von ihnen bewirtschafteten Stellen, sondern nur Zeitpächter des Herrn von Scheitherr seien. In einer weiteren Verhandlung vom 10. November 1849 stimmte von Scheitherr der Gemeindegliederung unter der Bedingung zu, daß an dem Verhältnis der Pächter zu ihm nichts geändert werde. Die neue Landgemeinde führte dann bis zum Jahre 1860 den Doppelnamen

Nüchel-Dünnensehr, von da ab fiel der Name Dünnensehr fort, er ist aber noch heute im Volksmunde gebräuchlich.

Von den Besitznachfolgern von Scheithers wurden die entwurzelten Bauern nun allmählich aus ihrem teilweise durch Jahrhunderte an die Familien geketteten Besitztume verdrängt. Nur noch zwei Familien, Bösch und Grimm, hatten mit den Gebrüdern Wohlers, in deren Besitz das Gut 1907 überging, einen Pachtvertrag abgeschlossen, die andern sieben Bauern waren bereits früher gewichen. Der Sohn Böschens hat den Weg gewählt, den so viele deutsche Landwirtsöhne gegangen sind, er ist nach Amerika ausgewandert. Die mit einem Landwirt verheiratete Tochter hat ein eigenes Anwesen in Schiffdorf erworben. Als letzter räumte Grimm im Jahre 1921 das Feld, nachdem er ebenfalls eine eigene Bauernstelle in Hohenwuth auf den früheren Mäckerad'schen Besitzungen angekauft hatte.

In den letzten 50 Jahren wechselte das Gut Nüchel häufiger seinen Besitzer. Der zweite Sohn des vorerwähnten Herrn von Scheithers, der das Gut von seinem auf der Hochzeitsreise verstorbenen Bruder übernommen hatte, verkaufte es an den Bremer Weinhändler von Kapff, der es offensichtlich erwirbt, um die an den Vater und seine lebenslustigen Söhne ausstehenden Forderungen zu retten. Bald nachher bot der neue Besitzer das Gut den Nückeler Bauern für einen recht billigen Preis zum Kauf an, doch konnten diese sich nicht einschließen und verpächten damit die nie wiederkehrende Gelegenheit, Eigentümer der Bauernstellen zu werden. Im Jahre 1881 ging das Gut in den Besitz des hannoverschen Staatsministers a. D. von Hohenberg auf Sudemühlen über, der durch den vielen noch bekannten Förster Wewert große Teile aufforsten ließ, insbesondere wurde ganz Dünnensehr mit Ausnahme des Moorteils in Wald umgewandelt. Nach dem Tode von Hohenberg ging das Besitzrecht auf seinen Sohn Hermann von Hohenberg über. Als dieser die Absicht bekundete, das Gut zu verkaufen, traten mehrere Reflektanten auf, so die Stadt Geestmünde, die mit ihren Wasserwerksanlagen in Verhövede als unmittelbarer Nachbar und aus noch anderen Gründen ein besonderes Interesse an den Liegenschaften hatte. In diesem Wettstreit gelang es schließlich der Bremereisfirma C. F. Wohlers, das Gut für 400 000 Mark zu erwerben. Den größten Teil, nämlich 229 Hektar des 370 Hektar fassenden Gesamtareals, wurde von den Gebrüdern Wohlers 1914 an den Gutbesitzer Alken aus Lorcholt in Oldenburg veräußert, Dünnensehr und den Teil von Nüchel südwestlich der Provinzialchaussee Wulsdorf-Beverstedt und einige Morgen Wiesen in der Gemarkung Verhövede haben die Gebrüder Wohlers bis heute in ihrer Hand behalten. Sie haben auch ihren Brennereibetrieb von Geestmünde nach hier verlegt und einen neuen Gutshof begründet, indem sie erhebliche Reukultivierungen an Acker- und Grünland vornahmen, auch wurden zwei Parzellen für Reutengutsbildungen abgetreten.

Das Gut Nüchel hat eine für den Siedlungsgedanken unerwünschte Entwicklung genommen. Alken verkaufte seinen Besitz im Jahre 1918 an den Großindustriellen Hugo Stinnes, der den Wald vollständig abschlagen und zu Grubenholz verarbeiten ließ. In den Inflationsjahren wurde auch eine große Torfgewinnungsanlage eingerichtet. Zeitweise arbeiteten vier Bagger beim Torfstechen. Der getrocknete Torf wurde auf einer Feldbahn mit Dampftrieb nach dem Bahnhof Lorchstedt geschafft und dort in Eisenbahnwaggons verladen. Heute erinnern nur noch wassergefüllte Kühlen an die vor Jahren betriebene Torfgräberei. Ein Teil der abgetriebenen Waldungen ist nach Entfernung der Baumwurzeln in Ackerland umgewandelt worden. Das Gut wird jetzt von einem Verwalter bewirtschaftet. Hätte die Stadt Geestmünde 1907 zugegriffen, stände Nüchel heute anders da. Wahrscheinlich wäre es dann nicht zu der Anlage des jetzigen Bürgerparks gekommen; unter der sorgfältigen Pflege der Stadt hätte hier eine schöne Parkanlage geschaffen werden können.

J. H.

Die verlorenen Residenzen.

Historische Heidestrasse von Jürgen Uthde.

Die Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser, Göhrde und Hämelerwald ist krumm und verworren und rot und eindrucksvoll und unübersichtlich, wie die Wege, die es durchlaufen. Sie war eigentlich ewiger Krieg, aber die Kriegsgeschichte hat ihre persönliche Note nicht von der Bunttheit der Angreifer her, sondern vielmehr aus dem geschlossenen Geschlecht der Verteidiger. So faßt sich der Feind als ewig wandelbare Vielheit zusammen: angefangen mit römischen Vorpostenreitern und weiterlaufend über die Truppen Frankentürks und der Hohenstaufen und die Wiedertäufer und das bunte Gewimmel von Liguisten und Dänen und Evangelischen über weißer und Zigeunern und Grafen bis hin zu den buntschweifigen Reitern Seiner Königlich Westfälischen Majestät zu Kassel und den Adelfordons seines kassischen Bruders.

So ist das an zweitausend Jahre auf den sandigen Heerstraßen von Braunschweig und Groß-Defingen nach Celle und von Celle über Uelzen und Bienenbüttel nach Lüneburg und von Lüneburg über Wardowid und Soltau und Buchholz nach Bremen und von Bremen nach Rotenburg, Bisselhövede und Walsrode und von da seitab nach Verden die Weser entlang, die rote Weser. Das ist das Netz, worin die Geschichte gewebt ist, und es ist heute ein verstaubtes Netz und mit allen Schönheiten eines solchen, wenn die Sonne daraufhängt, und glückbringend vielleicht auch. Die vielen Wege liegen heute leer und es ist selten, wenn einmal ein Reiter dort lang kommt, wo früher Tausende alltäglich waren.

*

Es ist still geworden in der Heide, still und schön, aber nicht tot. Wer dieses Land sehen will, soll seine alten Wege suchen und das große Netz entwirren, und wenn er sich diese ganze große, tiefgefurchte Geschichte wachrufen will, so soll er neben den hundert Rittersitzen und tausend unverfälscht gebliebenen freien Höfen und den Domen von Verden und Wardowid und Lüneburg und den vielen Bauernkirchen, wie der

zu Bisselhövede, die bald ihre tausend Jahre vollendet, die Residenzen nicht vergessen, die Klöster nicht und die Schlösser nicht.

Wer wollte wohl achlos bleiben und trübselig, wenn er, von Mänschen über die großen Forstflächen kommend, das fromme Kloster von Medingen sieht. Weich und weich und herrschaftlich liegt es da, und doch milde, abwärts gerichtet der neuen Zeit und reserviert zurückgezogen hinter seine dunklen Bäume und somit eins geworden mit den stillen adeligen Damen, die dort in Würde warten und leben. Da ist das alte Kloster Isenhagen, das seitab von allen Wegen liegt und auch von der einsamen Definger Heerstraße liegt, doch noch herrschaftlicher geblieben. Mag es im Innern auch Kloster und Landratsamt und Gerichtshaus alles in einem darstellend, nach außen wirkt seine starre, so bleiche wie felle Fassade heute so repräsentabel wie je. Und es sieht mir noch immer aus, als stände der Celler Regent verloren und düster hinter diesen hohen Fenstern und sähe herab von da auf verwüstetes Land, wer weiß wie weit.

Dagegen ist Lüne ein anderer Traum. Drei Westen haben die seine umgrenzt bis fest an die alten Giesen der Treppe, bis fest an die Mauern, hinter denen der alte Rosenstock und ein altes Stück Gras und ein aller stillvoller Bau, der das trumme Pflaster seines Platzes nicht entbehren möchte, sich vollendet haben zu einem der schönsten Träume Norddeutschlands. Fast gegenüber sehen die Damen von Lüne ein Bauernhaus, so bunt und klar in seinem Stil, daß sie es hinnehmen möchten als Verkleinerung des freien Saffentums, das ihrem Haus soviel zu schaffen machte. Vor ihrer Front liegt die Reiterkaserne mit sandigem Übungsgelände und das ist Preußen, aufgetan an historischer Stätte Hannovers und unwillkürlich mit ihm verschmolzen.

Walsrode ist völlige Versunkenheit, mindestens schon seit der Zeit, wo hier vor sechzig, siebenzig Jahren die königlich-hannoversche Jagdmeisterei zu ihrer letzten Reitjagd anblies. Stadt und Kloster Walsrode sind eins und verkörperte Schönheit. Tiefhängende Büsche, ängstliche Fenster, schnurgerade Straßen, tiefdunkle Kastranten und großer weißer Flieder, von dessen Blüten man den Eindruck hat, es sei ihm so eilig damit, um seine Geheimnisse besser zu verbergen zu können. Und dieses ganze Entzücken überwacht von Föhrennadel- und Heidegeruch, wie er ringsum in allen Weiten liegt.

Die weltlichen Schlösser des Landes sind ebenso still, aber ein wenig steifer und auch oft vergrämt vor lauter Keere. Schloss Celle ist weltlicher Stolz in Person. Schloss Lüneburg ist erstarrt vor dem Gemisch der dreifachen Steifheit, die es bewohnt, der höfischen Etikette, der soldatischen Knappheit und der richterlichen Bureaucratie. Schloss Herrenhausen ist elf Monate tot und einen einzigen hindurch ein wehleidiges Weinen, und das um die Zeit, wo seine Rosenbeden blühen, wo die alten Fontänen sich noch einmal regen, die vielen Bäume bunter sind, als sonst — und niemand seine schlanken Gitter öffnet.

Sind demgegenüber die klassizistischen Bauten Hannovers und Braunschweigs zu nobel und exklusiv, um diese Zeit noch anzuregen, die sie so schlecht behandelt hat, so haben die Schlösser von Gifhorn und Winsen verstanden, ihr letztes bischen braunschweig-lüneburger Leben mit ihren Städten freundlich plaudern auszutauschen.

Die Wittschrift der Pferde.

Ein Kapitel aus der oldenburgischen Pferdezeit, 1664.

Wenn das Oldenburgische Land zur Hauptsache von den Schreden des 30jährigen Krieges verschont blieb, so hatte es dieses Glück vor allem der klugen Politik des Grafen Anton Günther (1603—1667) zu danken, und daß dieser seine Politik durch seine umfangreiche Pferdezeit zu unterstützen wußte, ist nicht weniger bekannt. In die Tausende geht die Zahl der Pferde eigener Aufzucht, die er an fremde Fürsten, Gewalthaber und Heerführer verschenkte oder billig verkaufte, um seinem Lande die Neutralität zu wahren und es vor feindlichen Durchzügen und Einquartierungen nach Möglichkeit zu schützen. Daneben bildete die Pferdezeit zeitweise auch eine gute Einnahmequelle für den Grafen.

In seinen letzten Lebensjahren jedoch, da er noch über Tausend Ruchtpferde besaß, konnten die einsichtigeren unter seinen Ratgebern sich und ihm nicht mehr verhehlen, daß eine Verringerung der Zahl der Pferde den gräßlichen Finanzen nur nützlich sein würde, da das Land der zehn zu Gestüthen verwandelten Vorwerke anderweitig nutzbringender zu bewirtschaften sei, besonders als Pflugland oder als Weideland für Rindvieh. Auch würde durch Verminderung der Stallknechte und Vereiter viel gespart werden können.

Angern ging der Graf darauf ein, aber er konnte sich den Tatsachen nicht verschließen, und eine allmähliche Verringerung des großen Pferdebestandes, durch den Oldenburg weit und breit berühmt war, trat ein. Das war natürlich dem Personal des Grafen von den Stallmeistern bis herab zum untersten Stallknecht, die sich in ihrer Existenz bedroht sahen, sondern auch manchem Beamten des glänzenden Hofes zuwider, und was geschah?

Am Neujahrstage 1664 übergaben die Pferde dem Grafen durch eine vom besten Hengst geführte Deputation eine diesem an die Mähne gebundene Wittschrift, in der sie sich auf ihre Verdienste beriefen und um ihre Beibehaltung baten. Diese „klägliche Supplikation“ wie der alte Winkmann in seiner oldenburgischen Chronik von 1671 sie nennt, hatte folgenden Wortlaut:

„Hochgeborener Graf, Gnädiger Herr! Euer hochgräflichen Gnaden sind unsere untertänigste, gehorsamschuldigste Dienste zu Ehren und Lust, zu Ruhm und Lob bei Tag und bei Nacht mit aller unserer Stärke, Tapferkeit, Schönheit, Fierde und anderen Qualitäten, damit wir von Gott und der Natur begabet sind, höchstem Vermögen noch allezeit willfertig und bereit.

Euer hochgräflichen Gnaden wünschen wir zu diesem bevorstehenden neuen und noch vielen folgenden Jahren Gottes reichen Segen, beständige

Leibesgesundheit, glückliche und friedliche Regierung samt allem selberwählendem Wohlergehen.

Hier nächst Euer hochgräflichen Gnaden alleruntertänigst zu hinterbringen können wir nicht Umgang haben, wie daß eine gemeine Rede erschallen, als sollte eine Reformation zu Verringerung unseres Geschlechtes angestellt werden, weil uns will beigemessen werden, daß Euer hochgräflichen Gnaden wir mit unsern Bedienten wegen unserer Unterhaltung große Unkosten verursachten und wenig Dienste dagegen leisteten, auch wenig einbrächten, sowohl in der Kammer als bei den Vorwerken, auch unsere Familie sich gar zu sehr vermehrte, woraus dann mutmaßlich erfolgen möchte, daß man dahin trachten würde, wie man unser löbliches Geschlecht, wo nicht ganz auszurotten, jedoch gar zu sehr verringern möchte, welches dann unsern lange hergebrachten adeligen Geschlecht zu großem Despekt gereichen würde. Also ersuchen wir Eure hochgräflichen Gnaden als unsern hochberühmten und in allen Landen berühmten großmächtigen Patron, Sie wollen gnädigst geruhen, uns armen, jedoch adeligen Kreaturen die große gnädige Faveur widerfahren zu lassen, Ihren Beamten anzubefehlen, die Registraturen von Anno 1625 anzurechnen, aufzuschlagen und zu demonstrieren, was wir und unsere Bedienten sowohl in der Kammer als bei den Vorwerken vor Unkosten verursacht; als sind wir erbietig, vermittelt unserer und unserer Vorfahren und Brüder geleisteten Diensten und eingebrachten Geldern dagegen zu erweisen, daß wann dasselbige abgezogen, die Unkosten sich nicht so hoch belaufen werden, wie man vorgeben möchte. Zudem ist auch zu beobachten, ob zwar wir gar gern gesehen, daß unser Geschlecht von Anno 1625 an zu rechnen, sich in Ihrer hochgräflichen Gnaden löblicher Grafschaft durch Gottes reichen Segen und unserer Bedienten Fleiß sich sehr gemehret und etliche wenige Vorwerke dadurch von uns sind überseht (überfüllt) worden und deswegen so viele als vorhin nicht berechnen möchten. So sind doch dagegen uns sieben, nicht die geringsten, abgenommen und zum Teil verheuert und zu Unterhaltung anderen Viehes gebraucht worden, des wegen wir so enge haben müssen eingeschränkt werden, welche dann, weil keine Pferde da sind, ja viel ein Mehreres tragen müssen als vorhin, und kann solcher Abgang bei den Unseren mit dem Ueberschuß der andern wiederum ersetzt werden.

Zudem wird uns zwar zu unserer Unterhaltung Länderei genug zugerechnet, wir genießen sie aber nicht allein, sondern wird allerhand Vieh darunter geschlagen, dadurch unsere Weide verzehret und es doch nicht ihnen, sondern uns zugerechnet wird. Die Winterfütterung betreffend, so werden uns etliche Vorwerke ebenmäßig zugeordnet als ob wir sie allein genießen, mit uns zugerechneter überflüssiger Fütterung, da sich doch befindet, daß alle Winter eine große Anzahl von Ochsen, Milchkühen und gültigem Vieh unser zugerechnetes Futter verzehret. Mit dem Faßer geht es nicht viel anders daher, da unsere Gäste und Kostgänger, so nicht unter uns zu rechnen sind, sehr viel davon veressen, das uns doch allein zugerechnet wird. Wenn demnach die auf das und unsere Bedienten gewandte Kosten auf eine Waagschale und dagegen unsere Restimation und eingebrachten Gelder in die andere gelegt würden, wollten wir hoffen, sie würden in gleichem Gewichte stehen nach beigefügter Designation und Restimation. Da aber in die aufgewandten Kosten noch schwerer wiegen würden, könnte in unsere Waagschale noch beigelegt werden unsere wirtlichen, Tag und Nacht unverdrossen geleisteten Dienste zu Lust, Erquickung und Ruhm bei Hofe, auf der Schule, in Ritterspielen, Spiegelfechten und anderen adeligen und ritterlichen Übungen, bei hoher Potentaten Beilagen, angeordneten kostbaren Festivitäten und Freudenfesten, auf Jagden und anderen löblichen Verrichtungen, vor Kutschen, Wagen und Karren, bei den Vorwerken zu pflügen, eggen und Mist-fahren, sowohl auch die hohe ansehnliche Gunst und Freundschaft, so Eure hochgräfliche Gnaden durch uns, ohne Ruhm zu melden, zuwege gebracht und demnach Euer hochgräflichen Gnaden großes Renommee und unterlöblicher Name, so in allen Landen und bei allen Nationen, bei hohen Potentaten, hohen Anverwandten und hochberühmten Kavalieren erschollen und noch täglich vermehrt wird.

Da auch Ihre hochgräflichen Gnaden mehr auf Reichtum als auf Reputation und Freundschaft hätten sehen und uns nicht verschweigen, sondern verkaufen wollen, hätten wir auch viel ein mehreres beibringen können. Zudem kann uns ja nicht abgesprochen werden, daß wir, nächst Gott, das Mittel mit gewesen sind, dadurch Eure hochgräflichen Gnaden von Ihrer löblichen Grafschaft das vererbliche dreißigjährige Kriegerfeuer abgewendet, da es doch alle umliegenden Länder verzehret hat, welches mit Geld, ohne uns, gar schwerlich hätte ins Werk gerichtet werden können. Da auch dieses noch nicht zulangen wollte, so stellen wir uns dar mit unserm noch übrigen ganzen Corpo (Körper, Bestand), welches anho nur noch besteht in 1432 Häuptern, ohne unsere Unmündlichen, und unterwerfen sich derselben fußfällig zu leibeigenen Sklaven, mit uns zu verfahren nach dero gnädigem Belieben, uns sämtlich zu verkaufen, zu verschenken oder zu dero schmachlichsten Arbeit zu gebrauchen, bis wir die an uns gewandten Kosten wieder erstattet und verdient haben, und da dieselbige aus allerseits hierzu zu gebrauchten nicht kapabel befunden, wollen wir uns willig und gern von verordneten Lehrmeistern dazu qualifizieren lassen mit untertänigster Bitte, daß Sie diese unsere abgenötigte Defensionschrift in keinen Ungnaden wollten aufnehmen, sondern bei der gnädigen, gegen uns arme Sklaven von Ihrer Jugend auf zu uns getragenen gnädigen Affektion wollten gnädigst fortfahren und uns samt unseren zugeordneten Bedienten gebührende Unterhaltung noch ferner reichen und folgen lassen, auch allerwege unser gnädigster Graf, Patron und guter Wänner zu verbleiben gnädigst geruhen wollen.

Euer hochgräflichen Gnaden samt dero fürstlichen Gemahlin nebenst allen hohen Angehörigen mit Wiederholung des obigen Wunsches der kräftigen Bewahrung des Allerhöchsten und in dero beharrlichen Gnade uns sämtlich empfehlend Euer hochgräflichen Gnaden untertänigste, gehorsamst zu Fuß fallende, aber bei Vielen verhaßte stumme Sklaven samt und sonders."

Diese Bittschrift der Pferde ging dem alten Grafen so zu Herzen, daß er ihre Verminderung einstellte und sie für den Rest seines Lebens beibehielt. Als er nach drei Jahren, 1667, die Augen schloß, wurde von den vielen Erben der große Pferdebestand aufgelöst und kam unter den Hammer. Doch blieb noch genug davon übrig, um die oldenburgische Pferdezuucht nicht untergehen zu lassen.

Debesdorf.

D. Ramsauer.

Löhne auf dem Lande vor 75 Jahren.

Die Angaben entnehmen wir einem Briefe eines Landlehrers, den er vor 75 Jahren seiner Mutter schrieb. Es heißt darin:

„Von allen Dienstboten ist hinsichtlich des Jahreslohnes der Grobschäfer am besten gestellt. Er bekommt 24 Thaler bar, darf zwei Stiege (20) Schafe in der Herde mitweiden, ein Himpten Rauhafer wird für ihn vom Bauern ausgesät, und weil seine Frau in der Zeit, wenn die Lämmer kommen, morgens und abends ihm Hilfe leisten muß, hat sie freie Wohnung, außerdem bekommt er wie alle männlichen Dienstboten einen Himpten Buchweizen ausgesät, ein Paar rindslederene Schuhe, einen beiderwanden Winteranzug, einen hanfenen Sommeranzug und einige hanfene Hemden. Wenn der Buchweizen gerät, beläuft sich das, was er außer Kost bezieht, auf mehr als 100 Thaler. Der Imker kommt in honigreichen Jahren reichlich so hoch, denn zu seinem Lohne gehört der vierte Teil des Ertrages der Imkerei; in den meisten Jahren ist sein Einkommen aber viel geringer. Weiter zurück stehen in absteigender Linie der Fuhrmann, die Großmagd, der Grobknecht, die Kleinmagd und der Kleinknecht. Alle Dienstboten bekommen ausreichende Kleidung. Die Schneider werden zur Anfertigung derselben ins Haus genommen. Dem Schuster wird vorher die Rindschaut zum Gerben gegeben; er sendet sie dann mit dem nötigen Sohlleder zurück und kommt hernach zur Anfertigung des Fußzeuges mit seinen Gesellen ins Haus. Das Leder von den eigenen Rindern ist sehr fein und fest, eine Folge des grandigen Futter und der Bewegung der Rinder im Freien... Daß die Kleinknechte weniger Lohn bekommen als Grobschäfer, Imker und Fuhrmann, hat seinen guten Grund. Für die Herden, die Bienen und Pferde werden die einsichtsvollsten und zuverlässigsten Leute ausgesucht. Man zahlt ihnen einen höheren Lohn, um sie zeitlebens ans Haus zu fesseln und zu Freunden zu machen; so trenn, wie nur selten ein Bruder ist.“

T. Gr.

Hindenburg und die Plattdeutschen.

Unser Reichspräsident Hindenburg hat schon im vorigen Jahre anlässlich des Empfanges von Vertretern plattdeutscher Vereine aus Amerika bewiesen, daß er dem Plattdeutschen ein ganz außerordentliches Interesse entgegenbringt. Erneut ist das neulich wieder bei einem Besuch in Bad Fritschenaun, in Oldenburg, anzugehen. Er ließ sich hier von der dortigen Spieldeele in gekürzter Form den fröhlichen plattdeutschen Einakter „De Straß“ von der oldenburgischen Dichterin Alma Rogae vorspielen. Der Reichspräsident war von Stund und Ausführung sichtlich erfreut, ließ sich die anwesende Dichterin vorstellen und brückte ihr mit den Worten „Das war ja herrlich“, herzhaft die Hand. Ebenfalls war Hindenburg von den plattdeutschen Liedern und Volkstänzen ganz außerordentlich bezaubert.

In den Gärten meiner Seele.

In den Gärten meiner Seele
Blühen Blumen sondergleichen,
Und sie reden eine Sprache
Wie aus fernen Königreichen.
In den Gärten meiner Seele,
Wenn die Schatten tiefer bringen,
Zum Gedenken der Himmelsfunken
Seht die Sehnsucht ihre Schwingen.
In den Gärten meiner Seele
Sind versperrt die heißen Türen,
Meines Wesens tief Geheimstes
Soll kein fremder Hauch berühren.

Alfred Bock.

Einer, der vor Mitleid vergeht.

Der alte Pastor Boedeler in Hannover war als sehr mildtätig bekannt. Einmal kam Willi Kloppenägel zu ihm und begann:

„Liebster Herr Pastor, ich mache Sie auf das Schicksal einer ganz armen Familie Ihrer Gemeinde aufmerksam. Der Vater ist schon lange tot; die gute Mutter ist viel zu krank, um noch arbeiten zu können; die Kinderchen hungern, und die Miete für das letzte Vierteljahr ist auch noch rückständig. Jetzt sollen sie in einigen Tagen aus der Wohnung vertrieben werden, wenn niemand hilft und die Miete bezahlt. Es handelt sich nur um sechzig Mark. Wollen Sie der Familie nicht helfen, guter Herr Pastor?“

Und der gute Boedeler will helfen, besieht sich zuvor aber doch mit halbzugekniffenem Auge noch einmal den vor Mitleid Vergehenden und meint:

„Und wer sind Sie denn, lieber Freund?“

Diese Frage hatte ja nun unser Willi Kloppenägel ganz und gar nicht erwartet, und stotternd stößt er hervor:

„Ich bin doch der Hauswirt!“